Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 5. März 1915

Bei den Bayern in St. Mihiel.

Von Hermann Latsch, Kriegsberichterstatter.

Großes Hauptquartier, 11. Jan.

An dem Tage, an welchem nach altem, ehrwürdigem Brauch die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Königsnamen an Haustor, Schrein oder Bettlade geschrieben werden, umrahmt von der neuen Jahreszahl, am heiligen Dreikönigstag, fuhr ich von Metz westwärts nach St. Mihiel zu, dem einzigen Punkt, den wir zum Aerger der Franzosen seit dem 26. September auf dem linken Maasufer fest in Händen haben. Dem raschen Zugreifen und dem vorzüglich geleiteten Angriff einer bayerischen Brigade verdanken wir diesen Erfolg, und bayerische Truppen waren es, bei denen ich diesmal einige Zeit weilen durfte. Ein für mich besonders glückliches Zusammentreffen bedeutete es, daß gerade am ersten Tag in allen bayerischen Truppenteilen der Geburtstag des Königs gefeiert wurde.

Aus dem von Militär aller Kontingente geradezu wimmelnden Metz ging's wieder, wie im September, an den Stätten der Schlachten von 1870 vorüber westlich, dann südlich über Chambley, St. Benoit, Vigneulles usw. auf St. Mihiel zu. Da das letzte Stück des Weges im Auto nur nachts zurückgelegt werden darf, mußten wir zunächst, um die Dunkelheit abzuwarten, ein Stück ostwärts von unserem Ziel bleiben; dieses Warten wurde aber zu einem besonders schönen Ereignis eben durch die Königsgeburtstagsfeier der Bayern. In einem der vielen verlassenen französischen Schlösser war es. Ein hohes, etwas kahles Treppenhaus mit hübschem barocken schmiedeeisernen Geländer, spärlichen Jagdtrophäen der erste Anblick. In dem von jüngeren Herren des Stabes heute ausnahmsweise besetzten Frühstückszimmer fiel gleich die massige Gestalt eines Kapuziners auf, die dem ganzen Raum und der ganzen Versammlung sofort ein nichtpreußisches Gepräge gab. Das Feldgrau hat ja alle unsere Regimenter so einheitlich in der Erscheinung gemacht, daß man sie sehr schwer unterscheiden kann; seit der Raupenhelm verschwunden ist, war es nur noch die hellblaue Hose, die den Bayern von weitem kenntlich machte. Hier im Feld ist er gar nicht zu unterscheiden. Aber so ein Mönchskostüm bringt sofort eine bestimmte Kennzeichnung in das Gesamtbild, namentlich, wenn sein Träger eine so stattliche, überaus kräftige Figur besitzt wie hier. Der Gottesstreiter, der streitbare Abt aus alter Zeit, der mit Wehr und Waffen angetan in die Fehde zog, fällt uns ein oder Wallensteins Lager. Unter den anderen Herren erneuerte ich die Bekanntschaft mit dem Sohn des verstorbenen Berliner Oberbürgermeisters Kirschner. Er ist als Stabsarzt dem Stab eines bayerischen Armeekorps zugeteilt; wir hatten natürlich bei der Vorstellung gegenseitig unsere Namen nicht verstanden und erst im Laufe des Gesprächs feststellen können, daß unsere Beziehungen weit zurückreichten bis in das Haus in Alt-Moabit, wo der Vater gewohnt hatte.

Zur Mittagstafel befohlen, trat ich in den Kreis der höheren Offiziere des Armeekorps. Ein großer Speisesaal mit einigen Ahnenbildern, über dem breiten Kamin ein Wappen — ich glaube des Erzbischofs von Verdun, darunter kleinere Wappen der späteren Besitzer, die auf napoleonischen Schwertadel deuten. In den großen Kreis von Offizieren, die zum Teil hohe Kriegsdekorationen tragen, tritt Prinz Alfons von Bayern, der aus Metz hierhergekommen ist, um den 70. Geburtstag des Königs bei seinem Armeekorps zu feiern. Der sehr große, überaus schlichte und liebenswürdige Herr überraschte mich auf das lebhafteste dadurch, daß er sich aller Einzelheiten eines kurzen Gespräches sofort erinnerte, als ich vorgestellt wurde, und zwar eines Gespräches, das vor Monaten stattgefunden hatte.

Dann trat der Kommandierende General Freiherr v. Gebsattel ein, eine hohe, echt soldatische Erscheinung, ein Mann, dem man ansah, daß er trotz seiner Jahre am liebsten an der Spitze einer Kavalleriedivision den Feind anreiten würde, dessen Auge aber einen feuchten Schimmer erhielt, dessen Stimme leicht vibrierte, als er beim Königshoch von der Armee, von „unseren Leuten" sprach. Der Gedankengang der kurzen, sehr eindrucksvollen Ansprache war etwa folgender: Gewappnet und zum Tod bereit, grüßt die bayerische Armee heut ihren König mit Heilruf zum 70. Geburtstag. Aber anders als von der Geschichte überlieferte Soldatengrüße sind die des deutschen Heeres. „Morituri te salutant", so riefen dem Tod geweihte, zum Einzelkampf ausgebildete Krieger, die lediglich der grausamen Schaulust zuliebe kämpften; „Vive l'empereur" die ruhm- und beutegierigen Scharen des korsischen Eroberers. Die heute aus Schützengräben, Batterien und Quartieren in Feindesland zu ihrem König schallenden Grüße sind der Ausdruck der Treue und der Pflicht, die jeder einzelne gegen seine Heimat, seine Lieben, sein ganzes Volk empfindet und betätigt und in dem Heilruf der sichtbaren, verkörperten Spitze seines Vaterlandes ausdrückt. Ein anderes Deutschland ist uns hier draußen erstanden und doch ein längst vertrautes, unserem Herzen nahestehendes. Was als scheue Hoffnung, als Ideal im tiefsten Mannesherzen gelebt habe, hier sei es lebendig und stark erstanden und habe bewiesen, daß die edelsten Empfindungen mit starken Wurzeln in der Natur unseres Volkes fest begründet sind. Pflicht und Treue, die uns diesen Krieg werden gewinnen lassen, die uns den Sieg bringen müssen, Pflicht und Treue rufen heute aus hunderttausend Kehlen: „Heil unserem König!" Das dreifache Hurra erschallte in dem alten französischen Schloß, aber verwundert blickte das erzbischöfliche Verdunsche Wappen aus der Höhe auf den Franziskanermönch, der, hochaufgerichtet in seiner stattlichen Körperfülle, mit glänzenden Augen das auf das Wohl seines Königs geleerte Sektglas neben die Schläfe haltend, als ein Bild stärkster Lebensbejahung erschien, weit ab vom Glaubenseiferer oder Asketen.

Mit hereinbrechender Dämmerung mußte ich die gastliche Stätte verlassen, das Auto brachte mich zum Divisionsgeneral, wo ich weitere Weisungen empfing, namentlich die, mich überall streng nach den Vorschriften zu richten; denn St. Mihiel liege im Bereich des schwersten Artilleriefeuers, und wenn ich auch auf eigene Verantwortung hinführe, so dürfe ich die Verantwortlichkeit des Militärs nicht leichtsinnig gefährden. Es dunkelte fast, da befahl der begleitende Herr vom Divisionsstab „von der nächsten Kurve an schärfstes Tempo". „Wir sind hier überall vom Feind eingesehen, und die Leute schießen sofort mit Geschützen auf alles, was ihnen auffällt", fügte er, gegen mich gewendet, wie sich entschuldigend, hinzu.

Als Quartier wurde mir und dem Kriegsphotographen des Hauptquartiers, der die Fahrt gemeinsam mit mir machte, ein hübsches Zimmer im ersten Stock eines netten Bürgerhauses angewiesen. Bloß die Fensterscheiben fehlten, ein Ofen war nicht vorhanden, und das elektrische Licht war zerstört. Ein sehr munterer Chevaulegeroffizier packte selber sehr energisch zu, als die Besitzerin über alle Kriegsgreuel zu jammern und den Zustand ihres Hauses als Folge des Krieges zu bezeichnen sich anschickte, indem er selbst die Rahmen mit den zertrümmerten Scheiben aushob und dem rasch herbeigerufenen Glaser anbefahl, an die Stelle der ausgehobenen Fensterrahmen solche mit vollständig erhaltenen Scheiben einzusetzen. Natürlich ging das nicht, nirgends paßte ein Fenster in den Rahmen des anderen, und wir mußten uns schon entschließen, hinter fehlenden oder zerbrochenen Scheiben zu übernachten. Beim Schein der elektrischen Taschenlampen wurden einige Reinigungsversuche unternommen, während ich gleichzeitig die Einrichtung meiner Unterkunft etwas studierte. Es standen sehr viele Kruzifixe in meinem Zimmer, in allen Größen, auch einige Marienfigürchen. Am wunderlichsten erschien mir eine Ecke, wo ein gepolsterter Betschemel vor einem ganz merkwürdigen Hausaltar mit unverständlichen Zieraten und einem ganz eigenartigen Kreuz als Bekrönung zu stehen schien. Eine Ordonnanz brachte dann zwei richtige Petroleumlampen aus dem Besitz des liebenswürdigen und hilfsbereiten Chevaulegeroffiziers, und während jetzt alle Vorbereitungen für eine anständige Erscheinung beim Abendessen etwas gründlicher getroffen werden konnten, stellte ich auch fest, daß der Betschemel ein Betschemel, der Altar ein feuerfester Geldschrank, das eigentümliche Kreuz eine Kopierpresse war.

Das einfache Abendmahl wurde im Kreise des Offizierkorps eines Bataillons eines bayerischen Infanterieregiments eingenommen, desselben Regiments, das am 26. September mit zwei Bataillonen und einem Pionierbataillon die Feste Camp des Romains erobert und die bayerische Fahne als erstes deutsches Feldzeichen jenseits der Maas aufgepflanzt hatte.

Ich muß nachholen, daß natürlich vom frühen Morgen an Kanonendonner von allen Seiten hörbar war, und daß er sich, je mehr wir uns St. Mihiel näherten, desto mehr verstärkte. Ueberhaupt war sehr bald, nachdem wir Metz verlassen hatten, das Bild des Krieges rechts und links vom Weg erschienen. Gräben, zerschossene Häuser pflegen ja schon das Etappengebiet zu kennzeichnen. Aber an einer kleinen Station der von den Franzosen zerstörten Cotebahn stand, als wir vorbeifuhren, ein Transport von 10—12 frisch verbundenen Verwundeten — man sah es an den noch schneeweißen Binden — darunter auch einigen gefangenen Franzosen, hier und da lag auch ein getötetes Pferd am Wege, und, wer da weiß, wie rasch unsererseits die Spuren eines Kampfes beseitigt werden, wie rasch aufgeräumt wird, der weiß auch, daß ein noch sichtbarer Pferdekadaver kaum 24 Stunden an Ort und Stelle liegt. Und St. Mihiel? Ja, während des Abendessens fiel mir erst auf, daß das Artilleriefeuer so außerordentlich deutlich erklang, und ich erfuhr auf Befragen, daß seit dem Morgen des 7. Januar eine außerordentliche Steigerung der Beschießung stattgefunden habe. Das an der Maas gelegene Viertel sei längst in Trümmer geschossen, der Feind habe augenscheinlich immer wieder versucht, die Brücke oder die Brücken, die notwendigerweise meist vorhanden sein mußten, weil die Deutschen doch über die Maas herübergekommen seien, zu zerstören. Oft zu kurze Schüsse gingen in die obere Stadt, wo sie fast ausschließlich ihre Opfer unter der zurückgebliebenen Bevölkerung gefunden hätten.

St. Mihiel hatte im Frieden eine der Einwohnerzahl von über 9,500 fast gleichkommende Garnison, und infolgedessen leben ungewöhnlich viel Offiziersfamilien noch heute dort, die nunmehr außerordentlich unter der französischen Beschießung zu leiden haben.

Die Nacht, die erste, die wir dauernd im Artilleriefeuer schliefen, brachte eine ununterbrochene, von Stunde zu Stunde stärker werdende Beschießung; in alle Stadtteile fuhren die heulenden Granaten, mit lautem Krachen Mauern und Dächer zertrümmernd. Durch die schlecht schließenden Fensterläden konnte ich zu wiederholten Malen den vorüberziehenden Schein eines glühenden Projektils gewahren, das in der nebligen, morgenfeuchten Luft wahrscheinlich einen größeren Lichtschein erzeugte als in klarer Luft. Nach jedem Einschlag heulte im Hause gegenüber ein großer Schlächterhund, losgerissene Balken, Bretter, Dachrinnen klappten und schlugen in dem sturmartigen Wind gegen die Wände, längst gelockerte Ziegel, Schindeln oder Scheiben fielen klatschend auf das Pflaster — unser Wünschen, aus dem Frieden des Hauptquartiers wieder mitten in den Krieg hineinzukommen, war wieder einmal erfüllt.

Kriegsbrief aus Deutschland

Von Wilhelm Kaufmann.

Dresden, 12. Januar 1915.

Das Gerede über einen bevorstehenden Sonderfrieden will nicht stille werden. Heute heißt es mit den Russen, morgen mit den Franzosen, sogar der absolute Blödsinn eines Separat-Abkommens zwischen Ungarn und Rußland ist ernsthaft besprochen worden. Die Urheber dieser Vorschläge sind stets die Neutralen gewesen. Sie leiden entsetzlich unter dem Kriege und möchten ihre Ruhe haben. Am liebsten wäre ihnen ein Frieden, der die Dinge so ließe, wie sie im Juli waren. Das scheint auch der Herzenswunsch sehr vieler Yankees zu sein. Womöglich ein Friedenskongreß, auf welchem die amerikanische Großmacht den Vorsitz führt in der Person irgend eines schwafelnden Yankee-Lawyers, der sich Diplomat nennt. Und der dann sagt: Ihr habt Euch alle brav geschlagen, jetzt macht Frieden, es bleibt alles beim alten, keiner hat gesiegt. Nein, dazu wird es nicht kommen. Die „Kölnische" hat schon im Auftrage der deutschen Regierung energisch abgewunken.

Ich werde angerempelt von Bekannten über die amerikanische Neutralität Bryanscher Konstruktion. Was die Amerikaner wohl sagen würden, wenn Krupp in einem japanisch-amerikanischen Kriege die Gelben mit Material versorgen würde. Was soll man darauf antworten? Man schämt sich und geht weiter.

* * *

Immerhin hat die Bewegung zu Gunsten eines Sonderfriedens mit Rußland einen realen Hintergrund. Wofür kämpft Rußland denn heute noch? Mit seinem furchtbar geschwächten Heere läßt sich das sogenannte Testament Peters des Großen nicht vollstrecken, besonders da der Türke jetzt im Felde steht und Beträchtliches leistet. Rumänien und Bulgarien haben den Lockungen bisher standgehalten und werden einem um Warschau kämpfenden Rußland sicherlich keine Gefolgschaft leisten. Und die Südslaven Oesterreich-Ungarns schlagen sich wacker unter ihrer alten Fahne, wollen von russischer „Befreiung" nichts wissen. So ist es mit der russischen Vormachtstellung auf dem Balkan nichts, mit der Slavenbefreiung erst recht nichts und am Bosporus ist auch diesesmal gewiß nichts zu holen. Die Hauptsache aber ist der Geldmangel Rußlands. Eine innere Anleihe hat dem Zarenreiche noch niemals Geld gebracht, eine äußere ist unmöglich. Deshalb wird Rußland in einigen Monaten wahrscheinlich um Frieden nachsuchen müssen. Der Militärberichterstatter Manschikow schreibt am 11. Januar im „Nowoje Wremja": „Der astronomische Winter hat begonnen, die Kälte wird einen breiten Ponton über die Flüsse, Seen und Sümpfe schlagen, die Kälte wird teils Wege verbessern, teils zerstören, wie sie auch die Eigenschaften des Bodens bedeutend verändert, in den sich die kämpfenden Armeen eingraben. Es stehen zwei oder zweieinhalb Monate Winter bevor, und dann beginnt wieder das grundlose Frühlingswetter mit seinem Austreten der Flüsse und Sümpfe. Es wäre äußerst wünschenswert, daß dieser unglaubliche Krieg, der im Höhepunkt der Sommerhitze ausbrach, mit dem Eintreten der größten Kälte ende."

Auch die Franzosen kämpfen nur noch um ein Phantom. Das Haupt des französischen Patriotenbundes Maurice Barrés, der Nachfolger von Deroulede, schreibt: „Die Franzosen meinten, Elsaß-Lothringen sei eine junge Magd, die, an den schwarz-weißroten Grenzpfahl gefesselt, auf die erste Gelegenheit wartete, sich den Unseren in die Arme zu werfen. Das war vielleicht so 1871, jetzt aber ist sie 44 Jahre älter und ihre Söhne sind Deutsche geworden." Die Zensur läßt bereits Briefe durch, in denen französische Offiziere erzählen, die elsässische Bevölkerung sei franzosenfeindlich.

Daß in Frankreich große Kriegsmüdigkeit herrscht, steht außer Zweifel. Die Franzosen sind in diesen Krieg überhaupt erst durch England und Rußland hineingezerrt worden. Sie wollten ihn gar nicht, jedenfalls jetzt noch nicht. Aber da sie nun einmal drin sind, wollen sie auch durchhalten. Genau so haben sie es ja auch 1871 gemacht. Jetzt müssen sie auf die Hoffnung, Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen, verzichten, sie müssen den militärischen Zusammenbruch Rußlands, sowie das Fiasko mit Japan erleben, und trotzdem wird es wohl noch lange dauern, bis sie sich in das Unvermeidliche fügen. Die Ansicht, daß einem Sonderfrieden Rußlands ein ebensolcher mit Frankreich automatisch folgen wird, dürfte schwerlich zutreffen. Jetzt vertrauen sie noch auf die letzte, wohl eine Million Mann starke Armee, welche sie ins Feld stellen können. Mit dieser und den Kitcheners wollen sie im März eine Hauptschlacht schlagen und dann ausgerechnet im Juni am Rhein stehen!? So wenigstens steht es in den Boulevard-Blättern zu lesen. Die Franzosen sind eigentlich zu bedauern. Sie haben keinen politischen Führer von irgend welcher Bedeutung, keinen, der genügendes Vertrauen im Volke genießt. Die Poincarés und Genossen sind sämtlich Scharlatane. Gott behüte Deutschland vor einer parlamentarischen Regierung nach diesem oder auch nach englischem Muster! Beachtenswert ist übrigens die Volkstümlichkeit des Königs Albert von Belgien in Frankreich. Der Herr braucht vielleicht bald einen neuen „Job" und bei den Franzosen ist alles möglich. Uebrigens werden die Franzosen jetzt wieder fromm. Die Soldaten benutzen jede Gelegenheit, um die Messe zu besuchen. Die Zahl der Beichtenden mehrt sich gewaltig.

* * *

Es wird viel geredet über den Mangel an Uebereinstimmung zwischen den französischen und den englischen Heerführern. Wie viel daran wahr ist, sei dahingestellt. Aber im englischen Oberhause wurde dieser Tage der besondere Vorteil gepriesen, den die Deutschen in ihrer einheitlichen Leitung besäßen. Derselbe Redner sprach auch von der „wunderbarsten Kampfmaschine", dem deutschen Heer. — Es ist stets sehr schwierig gewesen, Alliierte im Kriege einheitlich zu führen. Die Kriegsgeschichte ist voll von Beispielen dafür. Ein Blücher, der dem Wellington zu Hilfe eilt und so die Schlacht von Belle Alliance gewinnt, trotzdem ihn Wellington kurz vorher bei Ligny im Stiche gelassen hat — das ist eine seltene Ausnahme. Die jetzige Lage in Nordfrankreich und Belgien ist aber besonders schwierig. Dem Engländer ist nur an der Küste gelegen. Daß die Deutschen nicht nach Calais kommen, ist sein erster Zweck. Dafür schlägt er sich mit großer Bravour. Aber daß diese englische Angelegenheit in den allgemeinen Kriegsplan des französischen Heerführers hineinpaßt, ist doch nicht so ohne weiteres anzunehmen. Dazu kommt die Rücksichtslosigkeit, welche der Engländer stets zur Schau trägt, wohin er auch kommt. Calais ist jetzt z. B. eine rein englische Stadt. Da schaltet John Bull, wie es ihm paßt, ohne die Franzosen und deren Behörden zu beachten. Daß da leicht Reibungsflächen entstehen, ist nicht zu verwundern. Die Hauptschwierigkeit aber liegt darin, daß in Frankreich das ganze Volk im Kampfe steht, und daß die Franzosen erwarten, daß der Bundesgenosse seine Anstrengungen den französischen wenigstens einigermaßen anpaßt. Nun aber haben die Engländer bis Mitte Dezember nur 200,000 allerdings sehr gute Soldaten geschickt (abgesehen von den Indern), die Franzosen aber haben gegen 3½ Millionen im Felde. Dieses bisherige Versagen der Engländer würde man leichter übersehen, wenn die britische Flotte wenigstens etwas geleistet hätte. Aber die liegt tatenlos an der Westküste Englands, also nicht einmal in den britischen Nordseehäfen. Alle wertvollen britischen Schiffe haben sich in geschützte Winkel verkrochen. Das erscheint den Franzosen so, als hätten die Engländer Furcht vor den Deutschen, namentlich vor den Zeppelins. Die Wut der leidenschaftlichen Franzosen gegen die Engländer würde sich wahrscheinlich sehr stark entladen, wenn man nicht erst die in Aussicht gestellte Kitchener-Armee abwarten müßte, ohne welche die (projektierte) Märzschlacht nicht geschlagen werden kann. Versagen die Engländer auch dann — und es ist sehr wohl möglich, daß nur ein paar hunderttausend Kitcheners ausgeschifft werden —, so wird sich das französische Temperament schwerlich noch zügeln lassen. Der Franzose braucht ja stets einen Verräter als Lückenbüßer für Niederlagen. Vielleicht findet er ihn diesesmal in dem edlen Bundesgenossen, für den er bis vor kurzem nur den Kosenamen perfides England hatte. Die Deutschen würden schwerlich Einwand dagegen erheben.

* * *

Aus Südamerika kommen jetzt Einzelheiten über die Seeschlacht bei den Falklands-Inseln. Dem deutschen Admiral war die Anwesenheit von nur zwei feindlichen Kreuzern gemeldet worden. Diese beschloß er anzugreifen, aber sechs weitere Kreuzer, darunter die Dreadnaughts „Invencible" und „Inflexible", lagen in der Nähe auf der Lauer. Diese waren weit schneller als „Scharnhorst" und „Gneisenau" und besaßen die weittragenden 30½ Cent.-Geschütze. Graf Spee hatte denen nur 23 Cent.-Geschütze gegenüberzustellen. Ein starkes japanisch-französisches Geschwader lag in Reserve. Die britische Flotte, gegen welche Spee kämpfen mußte, besaß eine zehnfache Ueberlegenheit. Entfliehen konnten „Scharnhorst" und „Gneisenau" nicht. So befahl Spee seinen drei kleinen (schnelleren) Kreuzern „Nürnberg", „Leipzig" und „Dresden", das Weite zu suchen; um diese zu retten, opferten sich die „Scharnhorst" und „Gneisenau". Die See war spiegelglatt. „Scharnhorst" hielt sich drei, „Gneisenau" fünf Stunden, nachdem sie dem Feinde schwere Verwundungen beigebracht hatten. Zwei junge Söhne des deutschen Admirals sanken mit dem Vater in die Tiefe. 94 Mann sollen gerettet sein. „Leipzig" wurde auf der Flucht eingeholt und versenkt. „Nürnberg", von vier Panzerkreuzern umringt, kämpfte bis zur letzten Patrone. In diesem Falle kann man doch wohl sagen, daß der Heldenmut zu weit getrieben wurde. „Nürnberg" hätte ehrenvoll die Flagge streichen können, um die Mannschaft dem Vaterlande zu erhalten. Bei „Scharnhorst" und „Gneisenau" war die Lage ja ebenso verzweifelt. Aber die Geschichte der deutschen Flotte ist noch zu jung. Zum ersten Male war hier die Probe auf die Leistungsfähigkeit deutscher Schiffe abzulegen. Da mag das Opfer angebracht gewesen sein. Aber damit wäre es doch wohl genug gewesen.

Jene Probe haben die beiden Heldenschiffe glänzend bestanden. Aus sicherer Entfernung bei glatter See konnten die britischen Dreadnaughts feuern. Und doch vergingen fünf Stunden, bis „Gneisenau" unterging. Bei dem vorhergehenden Kampfe (an der chilenischen Küste) dauerte es trotz des herrschenden Seesturmes, der das Zielen ungeheuer erschwerte, nur eine Stunde, bis die fast ebenbürtigen feindlichen Kreuzer in die Tiefe sanken. Somit hat sich das deutsche Schiffsmaterial bei den Falklands-Inseln ebenso glänzend bewährt, wie die Führung, der Heldenmut und die Disziplin der Mannschaft.

* * *

Ein französischer Rekrutenjahrgang ergibt nach Abzug der Mannschaften aus dem okkupierten Landesteile etwa 280,000 Mann. Bei den schmalbrüstigen halb erwachsenen Jünglingen von 17 Jahren kann hochgerechnet nur die Hälfte, selbst nach den französischen sehr geringen Anforderungen, als dienstfähig angesetzt werden. Das ergäbe also höchstens 140,000 Soldaten, bei den Jahrgängen von 1915 und 1916 vielleicht je 200,000 Mann. So könnte Frankreich aus seiner letzten Jugend etwa 540,000 Mann herausholen. Ein deutscher Rekrutenjahrgang bringt 675,000 Mann. Da sie bedeutend kräftiger sind, als die gleichalterigen Franzosen, so kann man auf 400,000 Dienstfähige sicher rechnen. Von diesen steht nur der Jahrgang 1914 im Felde, der selbstverständlich bei den Franzosen ebenfalls längst kämpft. Deutschland hat noch keinen einzigen Rekruten vorzeitig ausgehoben. Würde Deutschland die drei antizipierten Jahrgänge von 1815, 1916 und 1917 einziehen, so würde das allein 1,200,000 Mann frische Truppen ergeben, gegen knapp die Hälfte bei den Franzosen. Aber es sind in Deutschland noch weit über zwei Millionen Reservisten und Kriegsfreiwillige vorhanden, sämtlich kräftige und diensttaugliche Männer. Aus diesem Material werden jetzt die neuen Heere gebildet, welche dem letzten Rest von Frankreichs Jugend und den Kitcheners entgegentreten sollen. Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein.

* * *

Ist es nicht eigentümlich, daß bisher weder Frankreich noch Rußland noch England über die Zahl der gefangenen Gegner ein Wort verlauten lassen? Doch Rußland hat soeben eine Ausnahme gemacht. Es hat amtlich erklärt, daß sich 135,140 Deutsche und 240,000 Oesterreicher in russischer Gefangenschaft befänden, und zwar meistens in Sibirien!! Daraufhin erklärte die deutsche Regierung, daß von den 135,140 Deutschen höchstens 15 Prozent, also etwas über 20,000 Mann Kriegsgefangene seien, darunter sehr viele Verwundete. Die übrigen seien deutsche Zivilisten, welche die Russen aufgegriffen haben. Bei den Oesterreichern und Ungarn scheint es nicht viel anders zu stehen. Dagegen befanden sich am 1. Januar in Deutschland 600,000, in Oesterreich-Ungarn weit über 200,000 unverwundete Kriegsgefangene, mit den in den Lazaretten und auf dem Transport befindlichen werden es zusammen wohl 900,000 sein, und die Million wird bald genug voll werden.

Eine große Gefahr besteht in der Ueberzahl dieser Gefangenen. Nach dem Kriege von 1870 sind in den beiden folgenden Jahren 80,000 Deutsche an den Pocken gestorben, die die französischen Gefangenen eingeschleppt hatten. Also fast doppelt so viele Deutsche fielen dieser Seuche zum Opfer, als der Krieg und die Kriegskrankheiten von dem kämpfenden deutschen Heere gefordert hatten. Damals wurden allerdings die Gefangenen bei der Zivilbevölkerung einquartiert, und die Gefahr der Ansteckung war weit größer, als jetzt. Leider haben die Russen eine schreckliche Seuche eingeschleppt, das Flecktfieber, welches durch Ungeziefer, besonders Flöhe, verbreitet wird. Es ist dies eine nur in Rußland vorkommende, fast stets tödlich verlaufende Krankheit, die jahraus, jahrein furchtbare Opfer fordert. Der Ansteckung sind besonders die deutschen Soldaten ausgesetzt, welche in russischen Betten schlafen.

Der Gesundheitszustand der deutschen Truppen ist namentlich auf dem westlichen Kriegsschauplatze außerordentlich gut. Die Typhusfälle verlaufen, wesentlich infolge der Impfung, außerordentlich günstig. Die Zahl der tödlich verlaufenen Fälle betrug in dem großen deutschen Seuchenhaus zu Rethel in Frankreich bisher nur 6 Prozent. Dagegen wird leider wohl eine große Zahl Rheumatiker aus diesem Schützengrabenkriege heimkehren. 3.